Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

I.

Kaiser Heinrich VI.

Von

E. Winkelmann.

Scheffer-Boichorst, Paul, Kaiser Friedrich' I letzter Streit mit der Kurie. 8. (XII u. 244 S.) Berlin 1866, Mittler und Sohn.

Jahrbücher der deutschen Geschichte. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften: Kaiser Heinrich VI von Theodor Töche. 8. (XIV u. 746 S.) Leipzig 1867, Duncker und Humblot.

Von dem idealen Gewande, mit welchem theils der Volksmund, theils die Romantik die Gestalten der Staufer umkleidet hat, fällt allgemach ein Stück nach dem anderen herab. Die kritische Geschichtsforschung der neueren Zeit ist dem Kultus der Götter und Heroen entschieden feindlich, und es ist ihr Werk, wenn an die Stelle derselben Menschen treten, von Fleisch und Blut gleich uns. Und was für Menschen sind diese Staufer! Männer mit ungezähmten Leidenschaften, denen die ganze Welt allein als würdiger Tummelplatz gilt, weit gesteckten Zielen nachstrebend, meist rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel, hart und selbst grausam gegen jeden Widerstand, in der Regel mehr zur Gewalt geneigt und doch auch wieder, wenn die Umstände es fordern, in kluger Berechnung und vorsichtigem Zurückhalten vollkommene Meister. Was sie auch thun mögen, in allem ragen sie weit über das gewöhnliche Maß hinaus; sie fesseln, möchte

ich sagen, durch eine furchtbare Großartigkeit, die erschreckend wirkt. Aber das tragische Geschick, daß diese so großartig angelegten Charaktere, welche durchaus aufs Reale gekehrt waren und selbst in ihren die Welt umspannenden Plänen nur auf reale Ziele hinzuarbeiten glaubten, im Grunde doch nur Luftgebilden nachjagten, darüber die Basis wirklicher Macht verloren und selbst in dem, was sie erreichten, nur den Keim zum eigenen Verderben legten, — dieses tragische Geschick breitet über sie einen poetischen Hauch, der mit den einzelnen Unliebenswürdigkeiten und Härten ihres Wesens beinahe versöhnt.

Kaiser Heinrich VI steht in der Mitte der staufischen Zeit wie ein Grenzstein zweier in ihren Bestrebungen weit auseinandergehender Perioden, die eigentlich nur durch sein Dasein, durch seine kurze Regierung mit einander verknüpft sind. Er zieht die Consequenzen aus den Bestrebungen der rückwärtsliegenden Periode und zwingt zugleich durch seine eigenen die folgende Generation in bestimmte Richtungen. Wie wichtig ist es daher für die Geschichte Barbarossas den Wegen nachzuspüren, auf welche sein Sohn durch ihn geführt worden ist, und wie sehr wird die Erforschung der in ihrer Mannigfaltigkeit so schwer zu bewältigenden Zeit Friedrichs II gewinnen, wenn die Grundlagen desselben, das Wirken und die Erfolge seines Vaters Heinrich, erst klar erkannt sind! In beiden Beziehungen wird die ausführliche und zum größten Theil erschöpfende Geschichte Heinrichs VI, welche in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte einen sie ehrenden Platz gefunden hat, reiche Früchte tragen; die Hauptsache aber bleibt doch die, daß nun erst auf Grund einer sorgsam prüfenden Forschung die Persönlichkeit und die Thätigkeit Heinrichs selbst gleich der seiner Zeitgenossen wahr und lebendig erfaßt werden kann. Dafür gebührt dem Forscher um so mehr Dank, je weniger das, was er zu Tage fördert, erfreulich genannt werden wird.

Das geschichtliche Leben Heinrichs, der im Jahre 1165 geboren und vierjährig zum römischen Könige erwählt und gekrönt worden war, beginnt mit dem berühmten Reichsfeste zu Mainz, bei welchem er neunzehnjährig das Schwert empfing. Dieses glanzvolle Fest, welches die Ritterschaft fast aller christlichen Reiche versammelte, war wohl geeignet, den jungen König bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben mit der falschen Vorstellung zu erfüllen, als ob es

ein leichtes sei, allein durch die Machtfülle des Kaiserthums, die sich dort vor seinen Augen gleichsam verkörperte, und durch die Gewalt, die er selbst nun als mitregierender König üben durfte, allen Widerspruch niederzuschlagen und überall seinen persönlichen Willen durchzusetzen. Kaum hatte sein Vater, durch Verhandlungen mit dem Pabste nach Italien gezogen, Deutschland verlassen, als Heinrich sogleich nach allen Seiten in Conflicte gerieth. Durch sein gewaltsames Eingreifen in an sich ganz unbedeutende Sachen brachte er es bald dahin, daß der mächtige und bis dahin den Staufern treu ergebene Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, von den Staufern sich abwandte und wenig später das Haupt eines gegen sie thätigen Fürstenbundes ward. Verwickelt waren von jeher die Verhältnisse Niederlothringens gewesen; sie schienen heillos zu werden, als König Heinrich im Widerspruch mit seinem Vater, der den Grafen von Hennegau gegen seinen Nachbarn von Flandern in Schutz nahm, auf die Seite des letzteren trat und dadurch selbst einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen sich nicht scheute. Man wird dem jungen Könige nicht leicht Unrecht thun, wenn man in diesem seinem politischen Debut nicht eben staatsmännische Befähigung erkennt. Um alles in der Welt hätte er damals Verwicklungen vermeiden müssen, da zu derselben Zeit für das Reich ein neues unübersehbares Zerwürfniß mit dem Pabste heraufzog.

Zwei Dinge haben Friedrich I seit dem Frieden von Konstanz vornehmlich beschäftigt: die Erhebung seines Sohnes zum Mitkaiser und die künftige Stellung des Kaiserthums in Italien, und in beiden traf er bei dem Pabste Lucius III auf entschiedenen Widerstand. Es ist nicht leicht zu sagen, welche Bedeutung die Zeit der Erhebung Heinrichs zum Mitkaiser beigelegt haben mag; daß sie indessen nicht gering geachtet wurde, zeigt der Eifer, mit welchem Friedrich sie jahrelang betrieb, und die Hartnäckigkeit, mit welcher Lucius, obwohl von den Römern vertrieben und in seinem Exile zu Verona aufs äußerste bedrängt, sie bekämpfte. Von der Seite der Gegner wurden zunächst theoretische Gründe gegen sie geltend gemacht. „Niemand könne zweien Herren dienen, es könnten nicht zwei Fürsten zugleich herrschen", hat Philipp von Köln auf eine Vorladung Heinrichs geantwortet, freilich weniger im Hinblick auf jene Mitkaiserschaft, als

in dem richtigen Bewußtsein, daß Heinrichs eigenmächtiges Verfahren gegen ihn nicht mit den Absichten des Vaters übereinstimme. Aber ähnlich klingt auch das, was der Pabst als Grund für die schließliche Ablehnung des Projects anführte, nämlich es sei nicht Brauch, daß zwei Kaiser dem römischen Reiche vorständen. Hierin spricht sich der Gedanke aus, daß mit der damaligen Auffassung der christlichen Weltordnung und ihrer obersten Einheit in dem einen Kaiser und in dem einen Pabste ein Doppelkaiserthum unverträglich sei. Barbarossa selbst werden von einem zeitgenössischen Chronisten bei einer anderen Gelegenheit die Worte in den Mund gelegt, daß es nur einen einzigen Monarchen im römischen Reiche gebe, den Kaiser, und nur einen einzigen geistlichen Vater, den römischen Pabst. Jenes theoretische Bedenken wog schwer, denn wenn die Idee des Kaiserthums eine Theilung der obersten weltlichen Gewalt gestattete, wie nahe lag es dann der Theorie, auch die Einheit der obersten geistlichen Gewalt, welche mit jener aufs engste verknüpft war, in Frage zu stellen? Einst freilich in der Zeit der Cäsaren, selbst noch unter den Karolingern und Ottonen waren unbedenklich Mitkaiser erhoben worden, aber seitdem war es nicht wieder geschehen, und Lucius befand sich deßhalb in vollem Rechte, wenn er das Verlangen des Kaisers als in Praxis und Theorie nicht begründet von sich wies. Bevor Friedrich die kaiserlichen Abzeichen niedergelegt habe, könne er sie dem Sohne nicht verleihen.

Welchen Grund hätte er auch haben sollen, um den Staufern ein Zugeständniß zu machen, selbst wenn die reale Macht derselben dadurch nicht im geringsten gesteigert worden wäre. Zwischen ihm und dem Kaiser bestand die größte Spannung: sie stritten über den Dispens für die Geistlichen, welche einst von den staufischen Gegenpäbsten geweiht worden waren; sie waren bei der Frage wegen Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Trier fast zum förmlichen Bruche gelangt; Lucius bestritt das Anrecht des Kaisers an den Nachlaß der Geistlichen, das sogenannte Spolienrecht, beklagte sich bitter über die Gewaltsamkeiten, die Heinrich inzwischen in Deutschland gegen Köln und Trier verübt, und verlangte die Räumung der mathildischen Güter in demselben Augenblicke, in welchem Friedrich sich diese von den Mailändern garantiren ließ. Dazu kam nun

seit dem Konstanzer Frieden die neue Gestaltung der politischen Verhältnisse in Italien, die für das Pabstthum im höchsten Grade bedrohlich war. Denn gerade in den Herbstmonaten des Jahres 1184, in welchen Friedrich sich um des Pabstes Zustimmung zu seinem Projecte bemühte, söhnte er sich mit den Städten, die ihm früher feindlich gegenüber gestanden, vollkommen aus: er ließ zu ihren Gunsten von seinen ihm gebliebenen Rechten freiwillig fahren, was er doch nicht mehr auf die Dauer hätte behaupten können, und führte dadurch die alten Bundesgenossen des Pabstes zu seiner Partei herüber. Zu derselben Zeit haben seine Gesandten in Palermo um die Hand der Erbin des normännischen Reiches für Heinrich VI geworben; am 29. Oktober 1184 wurde zu Augsburg förmlich die Verlobung abgeschlossen und damit der Kirche für die Zukunft ihr wichtigster Rückhalt gegen das deutsche Kaiserthum genommen. Ohnmächtig mußte Lucius zusehen, wie der Kaiser im voraus eine Waffe nach der anderen seiner Hand entwand, aber er konnte noch die Kaiserweihe Heinrichs verweigern, die nach Friedrichs Gedanken der Ausdruck für die bevorstehende Herrschaft der Staufer über ganz Italien sein sollte.

Was war es, das den Kaiser bewog so sehr auf diese Weihe zu dringen? War es allein ein Streben nach einem eingebildeten höheren Glanz, oder erwartete er von ihr ganz bestimmte greifbare Vortheile? Man kann glauben, daß er für den Fall des eigenen Todes seinem Sohne die weitläufigen Verhandlungen mit dem Pabste zu ersparen beabsichtigte, welche die Verwandlung des römischen Königs in den römischen Kaiser gewöhnlich verzögerten, und lieber bei Lebzeiten darüber ins reine zu kommen suchte; berechtigter dürfte jedoch sein Verlangen erscheinen, wenn auf den Unterschied in dem räumlichen Umfang der dem Könige und der dem Kaiser zustehenden Gewalt geachtet wird. Nicht ohne weiteres gebot der König bei Lebzeiten des Vaters über Burgund und ebensowenig über Italien; vor allem fehlte ihm der Patronat über den apostolischen Besitz. Auch in der Zeit der späteren Staufer, unter Friedrich II, ist diese Scheidung festgehalten worden. Erst wenn auch Heinrich die Kaiserkrone empfangen, konnte er seinem greisen Vater als Mitregent im ganzen Umfange des Reiches eine wirkliche Stütze sein: dann mochte Friedrich sich ganz den deutschen Angelegenheiten zuwenden, und sei-

nem Sohne, der ja auch die Anwartschaft auf das sicilische Reich hatte, die Einigung Italiens unter staufischer Herrschaft überlassen bleiben.

Der Widerspruch des Pabstes Lucius machte jedoch die beabsichtigte Ausführung des Planes unmöglich, und als Lucius am 25. November 1185 starb, war sein Nachfolger Urban III, ein persönlicher Gegner Friedrichs, noch weniger zur Nachgiebigkeit geneigt. Aber vielleicht gab es einen Weg, auf welchem Friedrich der Zustimmung des Pabstes gar nicht bedurfte. Als am 27. Januar 1186 in Mailand, welches sich — bezeichnend genug für die gänzlich veränderten Verhältnisse — diese Ehre ausdrücklich ausgebeten hatte, die Hochzeit Heinrichs mit Konstanze von Sicilien gefeiert ward, da ließ Friedrich seinen Sohn zum Könige von Italien krönen und erreichte durch diese Krönung dieselben Vortheile, welche er bisher von der Kaiserkrönung desselben erstrebt hatte. Heinrich war nun zwar nicht Kaiser, aber es fehlte ihm, dem Könige sowohl von Deutschland als von Italien, in der That nur der Titel des Imperators, des Augustus, den nur der Pabst geben konnte. Aber auch diesen Mangel wußte Friedrich zu ersetzen, indem er in der Erinnerung an das altrömische Kaiserthum seinen nun vollständig mitregierenden Sohn zum „Cäsar" ernannte. Je mehr die Zeit sich daran gewöhnt hatte, das mittelalterliche Kaiserthum an das frühere anzuknüpfen, um so weniger mochte die Befugniß des Kaisers zu jener selbständigen Ernennung bezweifelt werden. Man möchte wünschen, daß sich diese Befugniß im deutschen Staatsrechte befestigt hätte, daß sie häufiger geübt schließlich zur Emancipation des Kaiserthums vom Pabstthume geführt hätte.

Seit den Mailänder Festlichkeiten hat Heinrich, während sein Vater nach Deutschland zurückging, fast zwei Jahre lang in Italien selbständig regiert, und Urban III, welcher auf die Vorgänge zu Mailand mit einer dem Kaiser ungünstigen Entscheidung in dem Trierer Kirchenstreite geantwortet hatte, empfand bald, was die Ernennung des jungen Cäsar zu bedeuten hatte. Plündernd und brennend durchzog Heinrich die päbstlichen Besitzungen; überall empfing er die Huldigung; einen Bischof, der seine Investitur nur vom Pabste hatte, ließ er schändlich mißhandeln; in der Campagna,

in der Romagna und in allen mathildischen Erblanden setzte er seine Beamten ein. Hier, wo er durchaus weiter gar keine Rücksichten zu nehmen nöthig hatte, war er so recht in seinem ihm zusagenden Elemente. Die Kirche war, wenn sie nicht zum Banne griff, vollständig wehrlos. Denn wenn der Pabst, der von der Welt fast abgesperrt in Verona saß, auf die unter Philipp von Köln im Nordwesten des Reiches und am unteren Rhein sich bildende Opposition gegen die Staufer gerechnet hatte, so wurde diese Rechnung während der Jahre 1186 und 1187 vollkommen zu Schanden. Die deutschen Reichsfürsten hielten doch zum Kaiser; selbst Heinrich der Löwe rührte sich nicht; der rheinische Adel aber, der bis dahin die Hauptstütze des Kölner Erzbischofs gewesen war, fiel nun von ihm ab. Seine Opposition war, was man auch sagen mag, mehr geistlicher als politischer Art: er hatte die geistlichen Beschwerden des Pabstes über das Spolienrecht und dergleichen Dinge zu den seinigen gemacht, und eben diese wurden weder von den weltlichen Fürsten noch von der Mehrzahl der Bischöfe getheilt. Als endlich Friedrich sich auch mit dem Könige von Frankreich verständigte und dadurch den englischen König, der auf das Festland gekommen war, jeden Gedanken an Einmischung fallen zu lassen nöthigte, da war die Sache des Erzbischofs und der Bürgerschaft von Köln, die noch treu zu ihm hielt, verloren, und der Ausgang der Opposition konnte früher oder später doch nichts anderes sein als Unterwerfung.

Vielleicht hätte Urban unter diesen Umständen, und als die deutschen Fürsten die Vermittlung zwischen ihm und dem Kaiser übernahmen, sich zu einem anständigen Abkommen herbeigelassen, wenn nicht die durch König Heinrich in Italien geschaffenen Verwicklungen gewesen wären, die ihm ein Nachgeben zur Unmöglichkeit machten. Allerlei Competenzstreitigkeiten, wie z. B., daß Heinrich eine päbstliche Entscheidung für ungültig erklärte, kamen hinzu und steigerten die Spannung so weit, daß er endlich im Herbste 1187 den Bann über den Kaiser und seinen Sohn auszusprechen beabsichtigte. Da sind nun sein Tod und die gleichzeitig aus Palästina eintreffenden Nachrichten von Saladins Fortschritten von der entscheidendsten Wirkung gewesen und haben die Kurie zur Anerkennung der kaiserlichen Uebermacht gebracht. Urbans Nachfolger,

Gregor VIII, der schon nach zwei Monaten starb, und dann Clemens III haben im Interesse des künftigen Kreuzzuges aufrichtig an der Herstellung guten Einvernehmens mit dem Kaiser gearbeitet, der in allen Beziehungen triumphirte. Der Pabst ließ den von Urban gegen Friedrichs Willen geweihten Erzbischof von Trier fallen und hat sicherlich auch die Unterwerfung Philipps von Köln beschleunigt. Zwar griff auch hier wieder der gewaltsame Sinn Heinrichs, der gerade bei dem Beginne der Verhandlungen nach Deutschland gekommen war, störend ein — während sein Vater persönlich mit dem Erzbischofe unterhandelte, wollte er einen Kriegszug in das Land desselben unternehmen — aber die große Frage des Kreuzzuges, die mehr und mehr in den Vordergrund trat, drängte zur friedlichen Beilegung aller Streitigkeiten, und auf dem Reichstage zu Mainz, Lätare 1188, wurde endlich eine Vereinbarung getroffen: die Kölner zahlten Strafe, der Erzbischof bat um Verzeihung wegen der Nichtbeachtung kaiserlicher Vorladungen und blieb im übrigen ungekränkt. Auf demselben Reichstage nahm Friedrich das Kreuz. Nachdem er während des folgenden Jahres vorsichtig alles aus dem Wege geräumt hatte, wodurch während seiner Abwesenheit der Frieden im Reiche hätte gestört werden können, nachdem deßhalb auch Heinrich der Löwe veranlaßt worden war, aufs neue drei Jahre lang das Reich zu meiden, trat Friedrich im Mai 1189 wirklich seine Fahrt nach Osten an. Nie war er mächtiger, nie seine Stellung unbestrittener gewesen als damals, da er recht im Sinne des Kaiserthums die Führerschaft der Christenheit gegen die Ungläubigen übernahm.

Friedrichs Abmarsch leitet einen neuen Abschnitt im Leben seines Sohnes ein; nun war er freier Herr seiner Entschlüsse, aber nun lastete auch die Verantwortlichkeit für alle seine Handlungen allein auf ihm. Nicht als ob er bis dahin durchaus immer nach dem Willen und den Absichten des Vaters gehandelt hätte — wir haben gesehen, wie er bei verschiedenen Gelegenheiten seine persönlichen Neigungen walten ließ, — aber es ist doch etwas anderes mit einem Male ganz auf eigenen Füßen zu stehen, selbst und allein alle Folgen des eigenen Thuns tragen zu müssen. Versöhnlich, fast vorsichtig ist darum sein erstes Auftreten: nach allen Seiten ist er

bemüht den Frieden im Reiche zu erhalten und, wo er gestört wird, ihn durch schnelles Einschreiten wieder herzustellen. Denn auch er möchte Deutschland so schnell als möglich verlassen, weil Clemens III, ungleich seinen Vorgängern, noch vor Barbarossas Abzug ihm die Kaiserkrönung versprochen hat. Schon ist der Römerzug auf den Sommer 1190 angesagt, als zwei Ereignisse dazwischen treten, welche gleich gebieterisch, das eine Heinrichs Verbleiben in Deutschland, das andere sein unverweiltes Erscheinen in Italien verlangten, nämlich die unerlaubte Zurückkunft des Löwen und der Tod des normännischen Königs Wilhelm II von Sicilien. Nun mußte sich zeigen, was Heinrich höher schätzte, seine Stellung in Deutschland oder die in Italien. Soviel Zeit und Mühe Barbarossa auch auf die italischen Verhältnisse verwandte, als das Hauptland hat er doch immer Deutschland betrachtet, nach der Schlacht bei Legnano lieber in Italien nachgegeben als Rebellion in Deutschland unbestraft gelassen und noch jüngst sich selbst die Verwaltung Deutschlands vorbehalten, während er seinem mitregierenden Sohne Italien überließ. Dagegen hat Friedrich II später den Schwerpunkt der staufischen Herrschaft ganz in den Süden verlegt. In der Mitte steht Heinrich VI. Am liebsten hätte er wohl gleichzeitig in Deutschland und Italien alle Versuche gegen seine Macht und sein Recht zu Boden geschlagen; da das nicht anging, hielt er die Befestigung seiner Stellung in Italien für das wichtigere.

Es ist wahr, mit großem Eifer und bemerkenswerther Energie ist er auf die erste Nachricht von des Welfen Rückkehr und von der den sächsischen Fürsten durch diesen drohenden Gefahr in der schlimmsten Jahreszeit gegen jenen in das Feld gerückt und hat damals ganz sicher die Absicht gehabt, die Welfen für immer unschädlich zu machen, weil er damals noch nicht wußte, daß der Normannenkönig todt war. Diese Nachricht mag er zu derselben Zeit erhalten haben, in welcher er sich gestehen mußte, daß dieser Herbstfeldzug in der Hauptsache gescheitert war. Allerdings verbot nun der Winter die Fortsetzung des Krieges, aber es kommt das Frühjahr 1190, und Heinrich nimmt ihn auch dann nicht wieder auf. Im Juli schloß er sogar Frieden mit dem alten Löwen und zwar einen Frieden, den man nicht anders bezeichnen kann, als einen Frieden um jeden

Preis. Er besteht nicht mehr darauf, daß jener das Land verläßt, er vermindert nicht nur nicht seinen Besitz, sondern schenkt ihm noch die Hälfte von Lübeck dazu, ja die welfischen Chronisten behaupten, daß er ihm im allgemeinen für die Zukunft vollkommene Restitution zugesagt habe: kurz der König war zufrieden, wenn Heinrich der Löwe ihn durch seine augenblickliche Unterwerfung aller Verpflichtung überhob, noch länger sich in Deutschland aufzuhalten. Nicht allein die in Aussicht gestellte Kaiserkrone zog ihn mit aller Macht nach Italien; es handelt sich auch nicht mehr darum heute oder morgen friedlich die Erbschaft des normännischen Königs anzutreten, sondern es gilt einer förmlichen Eroberung des sicilischen Reiches, dessen Barone den Eid vergessen hatten, durch welchen im Jahre 1186 dem deutschen Könige und dessen Gemahlin feierlich die Erbfolge verbürgt worden war, und theils aus nationaler Abneigung gegen die Deutschen überhaupt, theils aus Furcht vor dem in Italien schon bekannten gewaltthätigen Wesen Heinrichs und vor seiner großen Macht die Selbständigkeit des Reiches durch die Erhebung eines einheimischen Königs zu bewahren gedachten. Auf einen ganz vortrefflichen Mann, den Fürsten Tancred von Lecce, einen Enkel Rogers des Großen war die Wahl gefallen; im Januar 1190 ward er gekrönt, und obwohl er noch keineswegs überall anerkannt wurde, am wenigsten auf dem Festlande, befestigte er sich doch von Tag zu Tag mehr auf dem Throne. Die ersten Angriffe deutscher Kapitäne von Mittelitalien her wurden glücklich zurückgeschlagen. Tancred war ein nicht mehr ganz zu verachtender Gegner, und eigenthümliche Umstände hätten ihn beinahe zum Mittelgliede eines großen Bundes gegen den deutschen König gemacht.

Fast zu derselben Zeit, in welcher das Heer Heinrichs sich zur italischen Heerfahrt in Schwaben versammelte und nach Süden abzumarschiren anfing, landeten im September 1190 die auf dem Kreuzzuge begriffenen Könige von Frankreich und England in Messina, um dort zu überwintern. Bei dem hastigen, unbeständigen, immer nur auf den nächsten Vortheil bedachten Wesen Richards von England dürfen wir uns nicht wundern, wenn sein Benehmen allen Regeln gesunder Vernunft zu spotten scheint. Was hätte ihm, der doch unzweifelhaft die Herstellung seines Schwagers Heinrichs des Löwen

wünschte, da er ihn auch sonst unterstützte, näher liegen müssen, als dessen Gegnern, wenn er irgend konnte, Verlegenheiten zu bereiten, also die junge Herrschaft Tancreds gegen den bevorstehenden Angriff Heinrichs VI möglichst zu stärken? Statt dessen finden wir ihn wenige Wochen nach seiner Ankunft in vollem Streite mit Tancred; er stellte an ihn die unbilligsten Ansprüche und schickte sich an, indem er Messina besetzte und befestigte, mit den Waffen in der Hand die Gewährung dieser Forderungen dem sicilischen Könige abzutrotzen. Aber ebenso plötzlich schließt er mit ihm wieder Frieden (11. Nov. 1190), ja versteht sich zu dem Versprechen, so lange er in Tancreds Lande verweile, wolle er es gegen jedermann vertheidigen, der es angreifen und Tancred bekriegen werde. Dieses unerwartete Bündniß ist mit Recht von dem Geschichtschreiber Heinrichs hervorgehoben und in seiner Tragweite gebührend beleuchtet worden, da es einzig und allein gegen den deutschen König gerichtet war; aber es ist unmöglich in demselben mehr als die augenblickliche Idee des abenteuernden Königs von England zu erkennen. Richard ist wenigstens nicht mit dem fertigen Plane nach Sicilien gekommen, dort den Widerstand gegen die Eroberungsgelüste Heinrichs zu kräftigen, diesen zu gleicher Zeit von Süden und durch einen neuen Aufstand der Welfen von Norden her zu fassen, denn in diesem Falle würde er sich wohl bedacht haben, durch seine Angriffe Tancreds Bedrängnisse zu steigern und durch maßlose Erpressungen ihm die für den bevorstehenden Krieg durchaus nothwendigen Geldmittel zu entziehen. Bei Richards bekanntem Charakter liegt die Annahme viel näher, daß er Tancred das Versprechen der Hilfe zunächst nur deßhalb gab, um jene ungeheueren Geldsummen wirklich zu bekommen, in ähnlicher Weise, wie er sich im nächsten Frühjahre weigerte weiter ins heilige Land zu fahren, allein in der Absicht, dem französischen König die Einwilligung in die Aufhebung seiner Verlobung mit dessen Tochter abzuzwingen. Richard hat in Wahrheit auch nicht das geringste gethan, um sein Versprechen zu erfüllen und Tancred zu schützen; als der König von Frankreich endlich nachgegeben und Tancred das Geld gezahlt hatte, fuhr Richard im April 1191 von Messina ab, unbekümmert darum, daß nun erst mit Heinrichs Erscheinen an der Grenze des Königreichs für Tancred die wirkliche

Gefahr begann. Dieser sah sich von seinem treulosen Bundesgenossen um Geld und Hilfe betrogen, und nicht viel besser erging es ihm mit einem zweiten, dem Pabste.

Man kann nicht behaupten, daß Clemens III zu der Erhebung Tancreds mitgewirkt habe, wenigstens fehlen dafür alle Beweise, aber daß er mit derselben zufrieden war, wird ausdrücklich überliefert. In der That, mochte Clemens noch so sehr von kaiserfreundlicher Gesinnung beseelt sein, das konnte er sich nicht verhehlen, daß die Unabhängigkeit des Pabstthums für immer dahin war, wenn es den Staufern gelang, sich dauernd zugleich im Süden, in der Mitte und im Norden Italiens festzusetzen, und mit Freuden mußte er deßhalb die Ereignisse im Süden begrüßen, welche möglicher Weise zur Erhaltung der sicilischen Selbständigkeit führen konnten. Zunächst jedoch war er gleich weit von offener Parteinahme für Tancred und von offener Feindschaft gegen Heinrich entfernt: er würde sicher für den ersteren eingetreten sein, sobald dieser sich im Kriege behauptet hätte; er durfte nicht mit letzterem brechen, so lange die in den letzten Jahren Barbarossas entstandene Uebermacht des Kaiserreiches noch so gewaltig auf ihm lastete. Er war bereit, wie er versprochen hatte, den deutschen König, der mit dem Beginne des Jahres 1191 nach Italien gekommen war, zum Kaiser zu krönen — auch das letzte Bedenken fiel weg, da inzwischen Barbarossas Tod im Salef bekannt geworden war — da starb Clemens, und sein Nachfolger Cölestin III, ein hochbetagter Greis und von verschiedenen Parteien unter den Kardinälen hin und her gezogen, ein Mann, der bald jedem Drängen schwächlich nachgab, bald solche Nachgiebigkeit durch leidenschaftliches Aufwallen gut zu machen suchte, war der rücksichtslosen Energie Heinrichs noch weniger gewachsen. Er hat die Kaiserkrönung verzögert, nicht um sie zu versagen, sondern um einen möglichst hohen Preis für dieselbe herauszuschlagen.

Aber nicht das ist es, was dem deutschen Könige zum Vorwurf gemacht werden kann, daß er diesen Preis, nämlich die Zurückgabe der besetzten Campagna und Romagna an die Kirche gewährte, sondern der schmachvolle Handel, durch welchen er sich von den Römern ihre Vermittlung bei dem Pabste und den Eintritt in die ewige Stadt erkaufte. Tusculum war von jeher durch treue kaiser-

liche Gesinnung ausgezeichnet gewesen, ein Bollwerk der Deutschen gegen Rom; doch erlag es allmählich der Kraft der mächtigeren Nachbarstadt und wußte zuletzt keine andere Rettung, als daß es den Schutz Heinrichs anflehte und deutsche Besatzung aufnahm. Und wie hat Heinrich dies Vertrauen belohnt, wie kaiserlichen Schutz geübt? Dem Deutschen steigt das Blut in die Wangen und es ballt sich seine Faust, wenn er hören muß, daß sein König die wehrlose Stadt dem wüthenden Hasse der Feindin preisgab und um das Verderben Tusculums seine eigene Erhöhung erkaufte. Der Umweg, den er wählte, daß er nämlich Tusculum nicht direct den Römern, sondern dem Papste auszuliefern versprach, mit dem jene sich zuvor verständigt hatten, beweist zur Genüge, daß er das schmachvolle seines Handelns selbst wohl fühlte. Am Ostertage ward er gekrönt, am nächsten Tage übergab er Tusculum dem Pabste, am dritten dieser es den Römern. Heinrich hat das Reich nicht wenig beschimpft, sagt Otto von St. Blasien'; wir fügen hinzu, und am meisten sich selbst durch diese Gemeinheit erniedrigt. Die Flammen der geopferten Stadt und das Blut der wehrlos von den Römern hingeschlachteten Einwohner sind für ihn ein ewiges Brandmal. Selbst die armselige Entschuldigung, daß die Umstände ihn gedrängt haben, sich schnell mit den Römern auseinanderzusetzen, kann nicht vorgebracht werden: er hat nach seiner Krönung noch zwei Wochen vergehen lassen, ehe er am 29. April 1191 die Grenze des normannischen Reiches überschritt.

Anderthalb Jahre war Tancred nun schon König gewesen, und er hatte die Frist, die ihm gelassen worden, vortrefflich benutzt. Freilich den Abfall der größten Barone des Festlandes, selbst einiger Bischöfe, konnte er nicht verhindern; die Terra di Lavoro ward fast ohne Widerstand von den Deutschen besetzt; auch Salerno ergab sich ihnen; nur Gaeta und Neapel vermochten sie nicht zu nehmen. Die tapfere Vertheidigung der letzteren Stadt, welche durch die starke sicilische Flotte unterstützt und fortwährend mit neuem Proviant versehen ward, setzte dem Vordringen des Kaisers eine Grenze und wurde der Wendepunkt seines Geschickes. Während er von Monat zu Monat vergeblich vor Neapel lag, entfloh Heinrichs des Löwen Sohn aus seinem Lager, um in Deutschland aufs

neue die Fahne der Empörung aufzustecken, räumte die Fieberseuche, die entsetzliche Verbündete der Italiener, unter den nordischen Kriegern auf. Noch immer hielt Heinrich aus — umsonst: es starb der Herzog von Böhmen, es starb Philipp von Heinsberg, der große Erzbischof von Köln; am Ende erkrankte Heinrich selbst und am 24. August mußte er von Neapel abziehen, vor dessen Mauern neun Zehntel seines Heeres den Tod gefunden hatten. Seine Gemahlin Konstanze, die in Salerno durch Verrath gefangen worden war, blieb in den Händen der Feinde.

Der Zauber kaiserlicher Allgewalt war gebrochen, und von allen Seiten thürmten sich nun Verlegenheiten auf. In Deutschland erhob sich Heinrich der Löwe, jetzt nicht bloß um seine verlorene Stellung wieder zu erringen, sondern um dem Staufer die Krone zu entreißen und sie auf seinen Sohn, jenen Flüchtling, zu übertragen. Zugleich begann Cölestin III. sich Schritt vor Schritt den Gegnern des Kaisers zu nähern. Nach der Kaiserkrönung hatte er sich begnügt, ihn von einem Angriffe auf das sicilische Reich abzumahnen; als der Angriff zu scheitern schien und die Welfen sich empörten, ertheilte er Heinrich dem Löwen „wegen der frommen Ergebenheit, die derselbe seinen Vorgängern und besonders ihm selbst erwiesen habe" die bedeutsame Gunst, daß er von niemand als vom Pabste selbst excommunicirt werden dürfe; jetzt endlich bot er geradezu seine Vermittlung zwischen Heinrich VI. und Tancred an, den jener doch nur als Usurpator der ihm selbst zustehenden Rechte betrachten konnte. Andere Verwicklungen schuf Heinrich sich durch eigene Unzuverlässigkeit und gewagte Speculationen. Der von seinem Vater in dessen letzten Jahren den lombardischen Städten gegenüber befolgten Politik, welche hauptsächlich auf eine Verbindung mit Mailand hinauslief, kehrte er nun — man sieht nicht recht aus welchem Grunde — den Rücken und schloß, während er selbst noch in Mailand verweilte und für Mailand Freundschaft heuchelte, am 2. Dec. 1191 auf fünfzig Jahre einen Bund mit Mailands Gegnern. Als er dann nach Deutschland zurückging, wie ist doch sein Auftreten in dem Streit um die damals erledigten Bisthümer so gar wenig königlich, so wenig ehrenhaft! Ohne Geld ist bei ihm nichts, mit Geld alles auszurichten, so lange nicht von anderer Seite ein hö-

heres Gebot erfolgt. Ganz Niederlothringen gerieth in Aufruhr, als er der Lütticher Kirche in der Person Lothars von Hochstaden einen Bischof aufdrängen wollte, obwohl die Mehrzahl der Domherren Albert von Brabant gewählt hatte; doch erzwang Heinrich durch persönliches Einschreiten seiner Ernennung noch Gehorsam. Als aber Albert von Brabant, der auf Befehl des Pabstes in Rheims zum Bischofe geweiht worden war, dort am 24. November 1192 ermordet und die Mörder vom Kaiser nicht bestraft wurden — sie erhielten sogar später im normännischen Reiche Grafschaften — da hat die unkluge verbrecherische That alle Fürsten der westlichen Gebiete gegen den Kaiser zusammengeführt, den Herzog von Brabant und seinen bisherigen Gegner, den Grafen von Hennegau und Flandern, den Erzbischof von Köln und den von Trier. Der Erzbischof von Mainz, der mehr die Beschränkung der kirchlichen Wahlfreiheit im Auge hatte, suchte den Anschluß der sächsischen Fürsten an jenes große Bündniß zu vermitteln. Denn diese waren darüber empört, daß Heinrich, auf dessen versprochene Hülfe vertrauend sie im Sommer 1192 einen Feldzug gegen Heinrich den Löwen und seinen geächteten Sohn unternommen hatten, in der eifrigen Beschäftigung mit dem Lütticher Streite ganz die Existenz der Welfen vergessen zu haben schien, ihnen nicht nur nicht half, sondern obendrein durch unkluge Einmischung in die inneren Verhältnisse des dänischen Königshauses den König Knud VI. veranlaßte für die Welfen einzutreten. Diese sächsischen Fürsten waren vom Kaiser im Stiche gelassen, fast verrathen; noch mochten sie schwanken, als jener Mord auch ihren Entschluß beschleunigte. Sie traten zu dem Bunde der westlichen Fürsten hinzu und gewannen ihrerseits auch Ottokar von Böhmen für denselben. Gleichzeitig erklärte der Herzog Berthold von Zähringen seinen Beitritt, und der Pabst gab die Zusage, daß er den Bund unterstützen wolle.

So schien das Jahr 1193, nicht ohne Heinrichs Schuld, einen furchtbaren Bürgerkrieg bringen zu müssen, dessen Ausgang dem staufischen Kaiser leicht sehr verderblich werden konnte, — einen Krieg zugleich in Deutschland und Italien, zugleich gegen Heinrich den Löwen und den mächtigen Fürstenbund, gegen die Mailänder und ihre Genossen, gegen den normännischen König und den Pabst. Die

Gefangennahme des vom Kreuzzuge heimkehrenden Richard Löwenherz hat wenigstens der Lage in Deutschland eine andere Gestalt gegeben.

Niemand wird nach den treffenden Bemerkungen, die der Geschichtschreiber Heinrichs seiner Schilderung dieses denkwürdigen Ereignisses vorausgeschickt hat, ferner davon reden können, daß allein Geldgier den Kaiser veranlaßt habe, den um das heilige Land mehr als man gewöhnlich annimmt verdienten König in seine Gewalt zu bringen. Als Heinrich ihn einmal in seiner Gewalt hatte, da hat er freilich diesen Vortheil auf die maßloseste Art auszubeuten gesucht; aber die Gründe, welche ihn zur Gefangennahme des Königs gedrängt, waren andere und lagen tiefer. Sie sind, um Töches Wort zu brauchen, vielmehr in der principiell gegnerischen Stellung beider Fürsten zu suchen, in der Unterstützung, die Richard den Welfen gewährte, in dem Bündniß, welches er mit Tancred abgeschlossen hatte, und in der einen Eingriff in die ideellen Rechte des Kaiserthums einschließenden Weise, wie Richard über die Königreiche Jerusalem und Cypern verfügte. Die großen Geldsummen, welche Richard sich von Tancred hatte zahlen lassen, betrachtete Heinrich überdies als Entwendung seines Eigenthums, als Beraubung des ihm von Rechtswegen gebührenden normännischen Kronschatzes. Der englische König mußte wissen, daß der Kaiser sein Feind war; wenn er trotzdem das Reich desselben zu durchreisen wagte, mußte er auf Gefährdung gefaßt sein. Schon am Ende des Jahres 1191 haben Heinrich und Philipp August von Frankreich einander versprochen, ihm aufpassen zu lassen. Der Kaiser gab den Befehl auf ihn wie auf einen Reichsfeind zu fahnden, und niemand nahm sich den Befehl eifriger zu Herzen als Herzog Leopold von Oesterreich, der von Richard im heiligen Lande persönlich beleidigt worden war. Das Glück fügte es, daß Richard gerade in seine Hände fiel (21. Dec. 1192); gegen genau stipulirte Vortheile lieferte er ihn dem Kaiser aus.

Das verstand sich von selbst, daß der gefangene König einen hohen Preis für seine Freilassung zahlen mußte, und er hat sich in richtiger Erwägung seiner Lage denn auch nicht lange gegen die Forderungen des Kaisers gesträubt. Er mußte die Huldigung leisten, die nicht ganz Förmlichkeit geblieben ist und noch weniger nach Ab-

sichten des Kaisers es sein sollte, er mußte ferner bestimmte Lehndienste zu Wasser und zu Lande zusagen und endlich für seine Freilassung eine gewaltige Summe zahlen, gleichsam als Schadenersatz für jene von Tancred empfangenen Gelder. Aber der König stellte auch noch andere Forderungen, „denen Richard selbst bei Gefahr seines Lebens nicht zustimmen wollte", Forderungen, die unzweifelhaft darauf hinausgingen, dem Verhältniß Richards zu den Welfen ein Ende zu machen, und weitere Verhandlungen veranlaßten, durch welche Richards Freilassung sich eben so sehr verzögerte, als durch die Herbeischaffung der Gelder oder der Geiseln für dieselben. Heinrich suchte die wunderbare Gunst des Augenblicks bestmöglichst zu nutzen, und es wäre thöricht ihn dafür anzuklagen. Aber etwas anderes ist es doch, wenn er, nachdem endlich der Vertrag mit Richard wirklich abgeschlossen war, noch immer den Gefangenen und seine Macht über denselben zur Grundlage weitgehender sehr problematischer Entwürfe machte und in jedem Augenblicke bereit war, die Vertragstreue einem neuen geglaubten Vortheile zu opfern. Diese in buntem Wechsel einander ablösenden Combinationen sind charakteristisch für Heinrichs unbeständiges und unzuverlässiges Wesen. Zuerst nach der Huldigung erklärte er dem französischen Könige, daß er jede seinem nunmehrigen Vasallen zugefügte Beeinträchtigung auf das strengste ahnden werde, und wenige Wochen später erwog er den Vortheil, der ihm daraus erwachsen könnte, wenn er Richard an Frankreich auslieferte. Denn noch immer beharrten die westlichen Fürsten in ihrer feindseligen Haltung, und Heinrich wünschte nun, gegen sie sich der Hülfe Frankreichs zu versichern. Richard war in der höchsten Gefahr dem momentanen Interesse des Kaisers geopfert zu werden, und wir begreifen, daß er alles mögliche that, um die Mitglieder jenes Fürstenbundes zur Unterwerfung zu bereden. Einige hatten sich schon früher ausgesöhnt, die übrigen folgten nun; die ganze Opposition, die an Zahl groß, aber nur in losem Zusammenhange gewesen war, löste sich auf; der Herzog Ottokar von Böhmen, der sich nicht fügte, ward entsetzt, und am Ende verharrten nur noch die Welfen in der Empörung. Nicht durch die Gefangennahme Richards, sondern durch die Art, wie Heinrich sie zu verwerthen wußte, war der gefährliche Fürstenbund zersprengt worden. Nach

diesem Erfolge war das in Aussicht genommene Bündniß mit Frankreich nicht mehr nöthig, und sogleich erging Heinrich sich in neuen Entwürfen. Jetzt gilt es den König von England, für dessen Freilassung durch Vermittlung der Fürsten der 17. Januar 1194 als endgültiger Termin festgesetzt worden ist, zu fesseln, und aus freien Stücken verspricht Heinrich ihm deßhalb die Belehnung mit dem Reiche Arelat. Das Versprechen war billig, denn der Kaiser hatte in Wirklichkeit in diesen Gebieten nichts mehr als die nominelle Oberhoheit, aber es konnte dem Könige als ein Beweis der aufrichtigen Freundschaft des Kaisers gelten, wie denn in der That Richard darüber hoch erfreut gewesen ist, und es war in jedem Falle eine Demonstration gegen Frankreich. Aber auch diese Gedanken hatten keinen Bestand: als der festgesetzte Tag der Freilassung herannahte, trafen Boten des französischen Königs ein, mit der Bitte, den Gefangenen an Frankreich auszuliefern oder doch noch ein Jahr oder wenigstens bis zum Herbste festzuhalten. Die Welt werde nie in Ruhe kommen, wenn Richard frei werde. Für jeden Monat, den er noch in Haft bliebe, sollten dem deutschen Kaiser tausend Mark ausgezahlt werden. Es war ein schamloses Anerbieten und eine Schmach, daß Heinrich auch nur einen Augenblick zwischen seiner Ehrenpflicht und den Lockungen des Geldes schwanken konnte. Er zögerte den ganzen Januar hindurch, und erst als die Fürsten, welche für jenen Vertrag die Bürgschaft übernommen hatten, ernstlich auf Erfüllung desselben bestanden, willigte er in die Freilassung, welche endlich am 2. Februar 1194 erfolgte. Auch das ist bezeichnend, daß Heinrich noch bei dem Abschiede seinem englischen Vasallen von den wenig freundschaftlichen Angeboten Philipps Kenntniß gab.

Wahrscheinlich aber würde der Kaiser dem Andrängen der Fürsten zum Trotz auch damals aus irgend einem Grunde die Freilassung Richards hinausgeschoben haben, wenn auch nur die geringste Möglichkeit gewesen wäre, die Gefangenschaft desselben anderweitig zu verwerthen, namentlich zum Schaden der Welfen. Aber Richard hatte unerschütterlich alle darauf zielenden Anträge zurückgewiesen, und überdies war durch die berühmte romantische Vermählung der Tochter des staufischen Pfalzgrafen vom Rhein, einer Cousine des Kaisers, mit Heinrich von Braunschweig, dem thätigen

Sohne Heinrichs des Löwen, schon ein Weg zur dauernden Aussöhnung beschritten. So sehr der Kaiser am Anfang auch über die Durchkreuzung seiner Pläne toben mochte, der Vortheil, daß er nach einer Ausgleichung mit den Welfen freie Hand für weitere Unternehmungen in Italien bekam, war auch nicht zu verachten, und so gab er sich gar bald zufrieden. Auf der Zusammenkunft zu Tilleda am Kiffhäuser (März 1194) versöhnte er sich mit dem greisen Löwen, der der Ruhe bedürftig an den Ereignissen der letzten Jahre selbst fast gar keinen thätigen Antheil genommen hatte, und sicherte dem Sohne desselben schon im voraus die Belehnung mit der Pfalzgrafschaft zu. Mochte nun auch ferner noch im Erzbisthum Bremen und in Holstein der Kampf der Parteien fortdauern, und der Graf von Holstein allmählich dem dänischen Könige erliegen: Heinrichs VI Sinn war nur auf Italien gerichtet.

Unberechenbare Glücksfälle, die Gefangennahme Richards und jene Heirath hatten ihm in Deutschland aus aller Verlegenheit geholfen; ein anderer glücklicher Umstand sicherte ihm im voraus den Sieg in Italien. Der Krieg gegen Tancred hatte auch nach dem Rückzuge von 1191 niemals ganz aufgehört; aber über Terra di Lavoro und Abruzzo waren die deutschen Kapitäne, die ihn führten, nicht hinausgekommen, und auch in diesen Landschaften gingen die einzelnen Burgen fortwährend aus einer Hand in die andere über. Tancred behauptete sich. Nachdem nun der Kaiser die von Cölestin angebotene Vermittlung stolz zurückgewiesen hatte — nur die Unterwerfung des sicilischen Reichs möge Gegenstand päbstlicher Fürsorge sein — ging Cölestin in der Begünstigung Tancreds einen Schritt weiter. Im Jahre 1192 erkannte er ihn förmlich als König an und ließ sich von ihm den Lehnseid leisten, wünschte aber trotz diesem entschieden dem Kaiser feindlichen Schritte noch ferner zu vermitteln und setzte deßhalb bei Tancred die Freilassung der Kaiserin Konstanze durch, um mit ihr persönlich über den Frieden zu verhandeln. Jedoch Konstanze theilte ganz die Anschauungen ihres Gemahls in Betreff der Usurpation Tancreds und sie wich auf der Reise nach dem Norden absichtlich einem Zusammentreffen mit dem Pabste aus, mit dem jener nach der Anerkennung des Usurpators sich nicht mehr verständigen konnte. Heinrich ließ alle, die zum

Pabste gingen, aufgreifen; der Pabst drohte ihm dagegen in dem Lütticher Streite mit dem Banne. Dieser mochte darauf rechnen, daß der Kaiser durch die damalige Conspiration der deutschen Fürsten auf längere Zeit unfähig sein werde, in Italien einzugreifen, und daß sich in der Zwischenzeit Tancreds Herrschaft, der 1192 sich mit Ostrom verbündete, im folgenden Jahr seinen mitregierenden Sohn Roger mit der byzantinischen Kaisertochter Irene verlobte und fast auf allen Punkten siegte, genügend befestigen werde, um seinerseits die Kirche wirklich zu stützen. Aber jene Hoffnung wurde durch den merkwürdigen Umschwung in Deutschland zu nichts, und für diese war es ein furchtbarer Schlag, daß am Anfange des Jahres 1194 erst Roger, bald hernach Tancred starb. Vielleicht wäre Tancred, eine durchaus tüchtige und zugleich liebenswürdige Persönlichkeit, doch noch im Stande gewesen bei längerem Leben die Usurpation glücklich durchzuführen; seine Wittwe Sibylle, welche für ihren zweiten Sohn Wilhelm III die Regierung übernahm, war dem doppelten Andrange der großen Barone und der Deutschen gegenüber vollkommen wehrlos.

Es ging, wie es nicht anders gehen konnte. Als Heinrich im Sommer 1194 mit einem stattlichen Heere, zu dessen Anwerbung und Unterhalt ihm das Lösegeld des englischen Königs sehr nützlich war, über die Alpen kam, und ohne sich mit den feindlichen Städten der Lombardei oder mit dem Pabste aufzuhalten, in das normännische Reich einrückte, fand er nirgends nachhaltigen Widerstand. Der Adel, die Geistlichkeit, die Städte wetteiferten in der Schnelligkeit ihrer Unterwerfung; Gaeta und Neapel, welche sich vor drei Jahren so glücklich vertheidigt hatten, ergaben sich ohne Zwang, Salerno nach eintägiger Belagerung. Letzteres wurde für den einst gegen die Kaiserin geübten Verrath schwer gezüchtigt. So zog das große deutsche Heer ruhig weitermarschirend von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, während gleichzeitig die genuesisch-pisanische Flotte, angeführt von dem kaiserlichen Truchseß Markward von Anweiler, gegen Sicilien operirte und Messina nahm. Ein glänzender Sieg bei Catanea über das sicilische und saracenische Aufgebot, welches die Regentin den Kaiserlichen entgegenwarf, entschied auch über das Schicksal der Insel. Am 20. November zog Heinrich VI

in Palermo ein. Bald hernach hat die Wittwe Tancreds, als Heinrich der besiegten Königsfamilie Sicherheit ihrer Personen und ihrer Habe gelobte und ihr selbst die Grafschaft Lecce, ihrem Sohne das Fürstenthum Tarent zusagte, sich und ihre Kinder in seine Gewalt gegeben und ihm auch den Königsschatz und die Krone ausgeliefert, mit welcher Heinrich sich am Weihnachtsfeste unter großem Pompe krönen ließ. Und als ob selbst der Himmel ihm nach so großen Erfolgen ein weiteres Zeichen dauernder Gunst geben wollte, wurde ihm am folgenden Tage von seiner in der Mark Ancona zurückgebliebenen Gemahlin endlich ein Kind geboren, der künftige Herrscher von Deutschland und Italien. Heinrich gab diesem Sohne die bedeutungsvollen Namen Friedrich Roger.

Im allgemeinen war die Masse der Bevölkerung im normännischen Reiche mit der stattgehabten Veränderung wohlzufrieden, da sie wenigstens ein bis dahin fast unbekanntes Glück, feste Ordnung und inneren Frieden zu verbürgen schien. An Grausamkeiten aller Art, von denen Heinrich sich nicht frei hielt, an der harten Bestrafung Salernos, an der unmenschlichen Behandlung gefangener feindlicher Anführer nahm man wenig Anstoß, da dergleichen unter den früheren Königen die Regel gewesen war. Schlimmer ist es, daß Heinrich auch denen, die sich ihm freiwillig unterworfen hatten, sein Wort nicht hielt, daß er wenige Tage nach seiner Krönung die Königin Sibylle und ihre Kinder, überhaupt alle früheren Freunde Tancreds gefangen nahm. Ob eine Verschwörung derselben, die er als Grund für dies Verfahren anführte, wirklich bestanden hat oder nicht, das läßt sich nicht mehr entscheiden. Wenn aber, wie Heinrichs Geschichtschreiber meint, die Festsetzung aller Glieder und Anhänger der früheren Regierung für den Bestand der deutschen Herrschaft in Sicilien eine Nothwendigkeit war, dann liegt auch der Gedanke sehr nahe, daß Heinrich, der bei Erwägungen seines Nutzens rechtliche Bedenken nicht gekannt hat und in der Wahl seiner Mittel nie scrupulös gewesen ist, auch ohne die Existenz jener angeblichen Verschwörung nicht anders gehandelt haben würde. Die Gefangenen wurden sammt und sonders nach Deutschland geschafft, mit den Schätzen der normännischen Könige und der Ausstattung ihrer Paläste die staufischen Burgen gefüllt.

Denn daran hat Heinrich nicht gedacht, dauernden Aufenthalt in dem eroberten Reiche zu nehmen, wie später Friedrich II; es sollte ihm nur der Stützpunkt für weitergreifende Pläne sein, denen er sich im Hochgefühl des Sieges mit Leidenschaft hingab. Wir wissen nicht, in wieweit und worin auf dem großen Hoftage zu Bari, den er vor seiner Abreise auf Ostern 1195 berufen hatte, die Verfassung des normännischen Reiches alterirt worden ist, aber daß damals und überhaupt unter Heinrichs Herrschaft Veränderungen in derselben vorgenommen wurden, beweist der bemerkenswerthe Umstand, daß Friedrich II bei seiner Reorganisation des Königreichs nicht bloß die Regierung Tancreds und Wilhelms III, sondern auch die seines Vaters vollständig außer Acht ließ und auf das Todesjahr Wilhelms II als auf das Normaljahr zurückgriff. Es hängt damit zusammen, daß Friedrich sich zur Begründung seiner Anrechte auf Sicilien niemals auf das Eroberungsrecht seines Vaters, sondern immer nur auf das Erbrecht seiner Mutter Konstanze berief, kurz seine Regierung als Fortsetzung der normännischen Zeit betrachtete. Etwas der Art hat nun auch Heinrich beabsichtigt, als er bei seinem Scheiden aus dem Königreiche seine zurückbleibende Gemahlin, die Erbin desselben, an die Spitze der Regierung stellte. So wurde doch wenigstens der Anschein der Continuität gewahrt, wenn sich auch die wirklichen Zustände durch die massenhaften Landverleihungen an deutsche Ritter und durch die Einsetzung eines deutschen Reichsstatthalters neben der Regentin wesentlich verändert hatten.

Jener Hoftag zu Bari bahnte ferner eine Aussöhnung mit dem Pabste an, indem Heinrich damals das Kreuz nahm. Vortrefflich ist von Töche nachgewiesen worden, wie Heinrich durch diesen Schritt sich dem Pabste näherte, ja ihn dahin brachte, alles, was vorhergegangen, die Eingriffe in die geistliche Wahlfreiheit, den Verlust der kirchlichen Besitzungen, die Eroberung des sicilischen Lehnsreichs völlig zu vergessen und eine Zeit lang sich rückhaltslos zum Werkzeuge der kaiserlichen Politik zu machen. Cölestin glaubte einen reuig in den Schoß der Kirche zurückkehrenden Sohn zu umarmen und merkte es nicht, daß die Umarmung nur darauf berechnet war, ihn völlig zu erdrücken. Denn was würde das Schicksal des Pabst-

thums gewesen sein, wenn Heinrich sein Ziel, die Herstellung einer wirklichen Weltherrschaft erreicht hätte? Nun nach der Unterwerfung des normännischen Reichs, als der Pabst ihm mehr folgte als gegenüberstand, als Mailand ihm bei der Rückkehr die Thore öffnete, obwohl er Cremona und die Städte der Gegenpartei offen begünstigte, als in Deutschland nach der Ausgleichung mit den Welfen niemand gegen den Kaiser sich zu rühren wagte, glaubte dieser den Augenblick gekommen, um das ideelle dominium mundi, welches man sich mit dem Kaiserthume verbunden dachte, thatsächlich zu verwirklichen. Die Hoheit über die polnischen Theilfürsten hatte er schon 1184 geltend gemacht, über Dänemark war sie wenigstens noch nicht aufgegeben. Die Gefangenschaft Richards hatte England in Lehnsabhängigkeit gebracht; nun wurde auch die Abhängigkeit Frankreichs, der spanischen Reiche, Ostroms, ja selbst der kleinasiatischen Staaten und der muhamedanischen Dynastien Nordafrikas ernstlich ins Auge gefaßt, an allen jenen Orten gleichzeitig betrieben.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf Grund der von sorgsamer Quellenforschung gewonnenen Resultate diese Bestrebungen Heinrichs im einzelnen verfolgen, die in ihrer Gesammtheit durch ein Wort des byzantinischen Chronisten Nicetas charakterisirt werden: „Wie der Herr aller Herrscher, wie der König aller Könige trat er mit seinen Forderungen auf". In ihnen tritt eine Eigenthümlichkeit Heinrichs zu Tage, durch welche er sich sehr zu seinen Ungunsten von der besonnenen Weise seines Vaters und von der die Wirklichkeit nie aus den Augen lassenden Staatskunst seines Sohnes unterscheidet, indem er gleichzeitig die verschiedensten Dinge in Angriff nimmt, in alle denkbaren Verwicklungen sich einläßt und im imperatorischen Tone auch da fordert, wo entweder das Recht der Forderung erst erworben werden sollte oder keine Möglichkeit, die Forderung nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, vorhanden war. Auch Friedrich II hat wohl von den Königen seiner Zeit Hilfe und Zuzug verlangt, aber nicht deßhalb, weil sie ihm als dem Kaiser dazu verpflichtet wären, sondern weil ihre monarchischen Interessen mit den seinen, namentlich der Kirche gegenüber, aufs engste verwachsen seien. Friedrich II betrachtete alle Könige als seine natürlichen Verbündeten; Heinrich VI betrachtete sie als seine Vasallen,

über welche, wie über deren Reiche er zu seinem eigenen Vortheile frei verfügen könne. Als Richard von England mit dem Könige von Frankreich Frieden geschlossen hatte, verwarf der Kaiser den Vertrag, der seinen Absichten nicht entsprach, und befahl jenem den Krieg fortzusetzen. Als die Genuesen sich darüber beklagten, daß er sie um die für ihre Unterstützung bei dem sicilischen Feldzuge in Aussicht gestellten Vortheile betrogen habe, meinte er, sie sollten sich an Aragonien schadlos halten; bei der Eroberung dieses Reiches wolle er sie wieder unterstützen. Schon 1191 hatte er die Absicht ausgesprochen, nach der Unterwerfung Siciliens die Saracenen auf den Balearen zu bekämpfen; dieselbe Absicht traute man ihm auch jetzt noch zu, und der Almohadenkönig schickte ihm Tribut, um ihn im voraus für sich gegen die Almoraviden zu gewinnen. Zu allen diesen Projecten kamen nun noch die Pläne auf den Osten hinzu, welche sich gleichsam von den normännischen Königen auf ihn vererbten und die ihn um so mehr fesselten, je weniger bei diesen ein Ende abzusehen war. Dem Kaiser Isaak Angelos von Byzanz versprach er Hilfe, forderte aber zugleich Tribut, Heeresfolge und Abtretung des Landes von Epidaurus bis Thessalonich; als Isaak im April 1195 gestürzt und geblendet ward, machte Heinrich im Namen der Tochter desselben, welche einst Rogers von Sicilien, jetzt Philipps von Schwaben Braut war, gar Ansprüche auf das ganze Reich geltend. Ihm hatte schon im Jahre 1194 der König von Armenien (Cilicien) gehuldigt, von seinen Abgesandten ließ sich im folgenden Jahre der König von Cypern, Amalrich von Lusignan, belehnen. Nun sollte der Kreuzzug, für den er sich die Ernennung der Anführer vorbehielt, die Hoheit des Kaisers auch im heiligen Lande begründen. Von der Grenze Schottlands bis zum Bosporus und zu den Säulen des Hercules gedachte er seinem Befehle Geltung zu verschaffen und die Welt für seine Zwecke auszubeuten.

Solche Maßlosigkeiten, in sich überstürzender Hast vorgebracht, werden gelind beurtheilt sein, wenn man sie phantastisch nennt. Damit auch nur das eine oder das andere gelänge, hätte Heinrichs Autorität in den beiden Fundamenten seiner Stellung, in Deutschland und in Sicilien, fester gewurzelt sein müssen, als sie es in Wirklichkeit war, und vor allem hätte er nicht durch noch andere

gleichzeitig betriebene Pläne jene durchkreuzen und sich selbst neue Opposition erwecken dürfen.

Oft genug ist darüber geklagt worden, daß die Deutschen es nicht bis zur Stiftung einer Erbmonarchie gebracht haben, und Heinrich VI gefeiert worden, weil er diesem Mangel abzuhelfen versuchte. Beides sicherlich nicht mit vollem Rechte. Denn einerseits war man durch die eigenthümliche Sitte, meist bei Lebzeiten der Regierenden zum Nachfolger denjenigen zu wählen, der nach dem Erbrechte am meisten zur Nachfolge berufen gewesen wäre, der wirklichen Erbmonarchie und ihren Vortheilen thatsächlich so nahe gekommen, daß das noch immer hochgehaltene Wahlrecht kaum noch eine Wahlfreiheit einschloß, und auf der anderen Seite läßt sich nicht gut absehen, wie die Centralgewalt durch die Einführung der Erbmonarchie viel an Stärke hätte gewinnen können, wenn gleichzeitig, wie Heinrich VI es wollte, auch dem Fürstenthume eine ausgedehnte Erblichkeit förmlich zugesprochen worden wäre. Wenn Heinrich trotzdem seit dem December 1195 die Erblichkeit der Krone in seinem Hause zum Gegenstande von Verhandlungen machte, so wird seines Geschichtschreibers Meinung, daß Ziel und Motiv dieses Planes zunächst nicht in nationalen Bedürfnissen, sondern in der Stiftung des Weltreichs lagen, gewiß volle Berücksichtigung verdienen. Heinrich hatte ein Werk unternommen, für welches die kurze Spanne eines einzigen Lebens nicht ausreichte: nur von langdauernden, durch mehrere Generationen stätig fortgesetzten Bemühungen war möglicher Weise die endliche Vollendung desselben zu erwarten.

Wie sehr dieser Gesichtspunkt alle anderen überwog, zeigt die andere Forderung, die Heinrich mit jener ersten verband. Denn die gewünschte Einverleibung seiner sicilischen Eroberungen in das Reich bedeutete nichts anderes, als daß die Fürsten die ausdrückliche Verpflichtung übernehmen sollten, auch diese fernliegenden Gebiete zu vertheidigen, — Gebiete, welche mit den nationalen Aufgaben des deutschen Reiches auch nicht das geringste zu thun hatten, die aber für jene auf die Weltherrschaft und namentlich auf die Herrschaft über die Mittelmeerländer gerichteten Tendenzen geradezu unentbehrlich waren. Heinrich mochte sich in ihrem Besitze doch nicht ganz

sicher fühlen: wurden sie als Reichsländer von der gesammten Macht des Reiches vertheidigt, wer wollte sie ihm nehmen?

Beide Forderungen schlossen bedeutende Nachtheile für die deutschen Fürsten ein. Sie sollten auf ihr Wahlrecht verzichten, welches sie trotz seiner beschränkten Ausübung als ein kostbares Kleinod ungemein hochhielten, weil unter Umständen durch dasselbe auch ihre eigenen Familien auf den Thron berufen werden konnten; diesem zwar geringen, aber immerhin nutzbaren Vorrechte sollten sie entsagen und überdies mit der Incorporation Siciliens eine wirklich bedeutende Last auf ihre Schultern nehmen. Da hätte Heinrich andere Dinge für die Bewilligung seiner Wünsche bieten müssen, als er in Wirklichkeit bot. Denn was Heinrich auf die andere Wagschale legte, zu Gunsten der weltlichen Fürsten das Zugeständniß unbeschränkter Erblichkeit der Reichslehen in männlicher und weiblicher Linie und zu Gunsten der geistlichen Fürsten die Aufgabe des sogenannten Spolienrechts, waren Angebote von höchst zweifelhaftem Werthe. Der Klerus hatte das Spolienrecht der Könige niemals anerkannt, aber oft dasselbe als ungesetzlich verdammt, und die weltlichen Fürsten waren in der Praxis schon längst auf dem besten Wege, jene ausgedehnte Erblichkeit, die bisher einzelnen von ihnen zugestanden worden war, als allgemeines Recht zu erlangen. Im Grunde machte Heinrich nur solche Zugeständnisse, die aller Wahrscheinlichkeit nach so wie so nicht mehr lange zu verweigern waren, und verlangte dafür von den Fürsten Gegengaben von unbestreitbarem und dauerndem Werthe. Wir können uns daher denken, daß seine Pläne auf starke Abneigung stießen, und vielleicht auf um so größere, weil Heinrich nach seiner Art und Weise dem Widerspruche gegenüber die Anwendung von Gewalt in Aussicht stellte. Aber während der nächsten Monate, auf Reichstagen zu Wirzburg im April und zu Mainz im Mai 1196 hat er theils durch Drohungen theils durch lockende Versprechungen und wohl auch mit Hilfe seiner Schätze die einzelnen für sich gewonnen und schließlich erreicht, daß die Mehrzahl der Fürsten seinem Andringen nachgab und durch Unterschrift und Siegel der Verfassungsänderung zustimmte. Mit der Urkunde in der Hand gedachte Heinrich nun den Pabst zur Krönung seines jungen Sohnes zu bewegen, der also unmittelbar zum Mitkaiser ge-

krönt werden sollte. Die sonst vorhergehende Krönung zum deutschen Könige mochte überflüssig erscheinen, als die Erblichkeit der deutschen Krone für gesichert gehalten wurde.

Ein Jahr war vergangen, seitdem Cölestin sich dem Kaiser, der das Kreuz gelobte, genähert hatte, aber noch immer blieben die von dieser Versöhnung gehofften Früchte aus, und in keiner Beziehung war seitdem die Lage des Pabstthums eine bessere geworden. Kaiserliche Statthalter geboten noch immer in den Besitzungen der Kirche, ja bis an die Thore von Rom selbst und erzwangen nicht ohne Brutalität Gehorsam für ihre Befehle. Dazu kamen noch die ungelösten Streitfragen wegen der künftigen Stellung des sicilischen Reiches zum päbstlichen Lehnsherrn und wegen der Einkerkerung oder Verjagung dortiger Bischöfe, über welche Dinge die Anschauungen des Pabstes und des Kaisers himmelweit auseinanderliefen. In keiner Beziehung gab Heinrich nach, immer hatte er und hatten seine Beamte vollkommen recht, am wenigsten wollte er davon wissen, dem Pabste für Sicilien den Lehnseid zu leisten: der Kaiser könne nicht Mann des Pabstes sein. So war man während des Jahres 1196, als Heinrich langsam nach Süden zog, zwar noch nicht zum Bruche, aber ihm wieder sehr nahe gekommen: wie hätte unter solchen Umständen der Pabst sich bewogen fühlen sollen, auf Heinrichs neue Forderung, daß er durch die Krönung seines Sohnes der Umgestaltung der Reichsverfassung seine Sanction geben möge, einzugehen und die Erblichkeit des Kaiserthums in der dem Pabstthum immerdar feindlichen Familie der Staufer durch einen feierlichen Akt zu bekräftigen? Da jede Partei ihre Ansicht immer als die einzig berechtigte und allein maßgebende darstellte, war eine Ausgleichung und ein Compromiß absolut unmöglich. Freilich hat Cölestin nicht gewagt, direct die Krönung zu verweigern; als er aber am Ende des Jahres nach langen Verhandlungen neue Bedenkzeit sich ausbat, war diese Bitte doch nur eine wenig verblümte Abweisung.

Inzwischen hatte die bevorstehende Umgestaltung der Reichsverfassung auch in Deutschland alle Gemüther in Unruhe erhalten und wiederholte Besprechungen der Fürsten veranlaßt. Bei diesen ist nun, seitdem Heinrichs Abreise sie von seinem persönlichen Drucke

befreit hatte, ein allmählicher aber entschiedener Umschlag der Stimmung nicht zu verkennen, und die aus Italien eintreffenden Nachrichten von den neuen Zerwürfnissen mit dem Pabste und von dem Widerstande desselben gegen die Sanction der Erbmonarchie, werden nicht verfehlt haben, die Gegner der letzteren zu ermuntern. So geschah es, daß im Herbste, als Heinrich den Burggrafen von Magdeburg nach Deutschland schickte, um die Sache zum Abschlusse zu bringen, von allen Seiten sich Widerspruch erhob und am meisten von denjenigen, welche wie Landgraf Hermann von Thüringen aus persönlichen Interessen früher der Verfassungsänderung zugestimmt hatten. Die deutschen Fürsten wiesen sie jetzt entschieden zurück. Aber nicht die Rücksichten auf den Pabst sind es gewesen, welche Heinrichs Entwürfe zum Scheitern brachten, auch nicht etwaige Abneigungen gegen eine Fortdauer des staufischen Königthums, sondern einmal die principiellen Bedenken der deutschen Fürsten gegen die Erbmonarchie und dann ihr Widerwille gegen die Incorporation Siciliens, die Heinrich mit jener zugleich betrieb. Man hatte trotz mancher erfahrenen Unbill so wenig gegen ein staufisches Königthum, daß sobald Heinrich die Incorporation fallen ließ und allein seinen Sohn zum Nachfolger nach alter Art gewählt zu sehen wünschte, dieser Wunsch fast augenblickliche und fast einstimmige Erfüllung fand. Für die nächste Zukunft war oder schien das staufische Haus im Besitze der Krone gesichert, und somit hatte der Kaiser alles erreicht, was selbst die Einführung der Erblichkeit ihm für den Augenblick hätte gewähren können.

Aber gerade das, was für ihn das wichtigste und nächstliegende war, hat er nicht durchgesetzt, nämlich die Incorporation Siciliens, das heißt die Garantie der deutschen Fürsten für die Grundlage des geträumten künftigen Weltreichs. Unübersteigliche Schwierigkeiten, jedenfalls größere, als Heinrich meinte, thürmten sich gegen die Verwirklichung desselben auf. Die Deutschen sprachen durch die Nichtgewährung jener Incorporation stillschweigend auch dem Weltreiche das Urtheil; der Pabst trat mit dem besonders bedrohten byzantinischen Kaiser in freundschaftliche Verbindung, und im sicilischen Reiche selbst gerieth Heinrichs Herrschaft ins Schwanken. Er hatte durch die Regentschaft seiner Gemahlin Konstanze es vergessen zu

machen gesucht, daß diese Herrschaft durch Eroberung gegründet worden — vergeblich: nur durch die Furcht vor den im Lande gebliebenen deutschen Kapitänen und deren eisernes Regiment war sie bisher aufrecht gehalten worden. Aber es giebt eine Grenze, auf welcher die Furcht in waghalsige Verzweiflung umschlägt, und als nun mit Heinrichs Wiederkunft im December 1196 der Druck sich wo möglich noch steigerte, als gleichzeitig der Glaube sich verbreitete, das im Frühjahr erwartete deutsche Kreuzheer sei nur dazu berufen, um die letzten Regungen in Blutströmen zu ersticken und die Schreckensherrschaft zu verewigen, und als endlich auch die Kaiserin selbst, empört, wie es heißt, über die Hinrichtung einiger Verwandten, von ihrem Gemahl sich abwandte, der ihr allein sein Anrecht an das Königreich verdankte: da bildete sich, wie es scheint, mit ihrem Wissen, eine große Verschwörung des Adels, um den Kaiser auf der Jagd zu ermorden und alle Deutschen zu vertilgen. Zwar ward die Verschwörung verrathen, aber doch zu spät, als daß dem Ausbruche des Aufstandes hätte vorgebeugt werden können. Im Februar 1197 erhob sich die ganze Insel; auch Palermo, wo Konstanze verweilte, fiel ab, und ein gewaltiges Heer sicilischer Lehnsleute zog gegen Messina heran, wohin sich der Kaiser in der ersten Ueberraschung geflüchtet hatte. Seine Lage war kritisch, denn er hatte nur wenige Deutsche bei sich, und doch durfte er nicht die Entscheidung verzögern, dem Aufstande nicht Zeit lassen sich zu organisiren. Schon war der Burgherr von San Giovanni zum künftigen nationalen Könige ausersehen. Furchtbar ist der Kampf gewesen, als die kleine Schaar der Kaiserlichen, von den bewährten Hauptleuten Markwald von Anweiler und Heinrich von Kalden angeführt, sich bei Catanea auf das überlegene Heer der Aufständischen warf; noch in den Straßen der Stadt wurde geschlagen, aber der Sieg gehörte den Deutschen und war entscheidend. So plötzlich der Aufstand emporgeflammt war, so schnell erlosch er nach dem ersten Mißlingen; nur einzelne Burgen haben sich noch bis zum Sommer gewehrt, und Ketten noch schwerer als die, welche man hatte zerbrechen wollen, wurden dem aufrührerischen Lande nun angelegt. Wenn Heinrich je vorher eine Anwandlung von Milde gespürt haben mochte, von diesem Aufruhr an war sie vollends verschwunden. Seiner Rache entging keiner der

schuldigen: „ohne Erbarmen, ohne Schonung tödtete er sie ohne Unterschied". Man wird es uns erlassen die Mannigfaltigkeit der unmenschlichen Todesstrafen hier aufzuzählen und sich gern mit der Versicherung des Geschichtschreibers begnügen, daß was irgend jenes Zeitalter an grausamen Martern ersonnen hatte, hier seine Anwendung fand. Massenhafte Confiscationen gaben die Mittel, um noch mehr deutsche Mannen dauernd in das Land zu ziehen. Nur von solcher Unnachsichtigkeit, durch welche der unruhige Adel für immer eingeschüchtert und unschädlich gemacht werden sollte, hat Heinrich — der Abt Joachim von Floris nennt ihn „einen Hammer der Erde, die halsstarrigen zu zermalmen" — sich eine wirkliche Befestigung seiner Herrschaft im sicilischen Reiche versprochen und Ruhe, um ungestört seinen weiten Plänen nachgehen zu können.

Doch anderes war bestimmt. Schon trafen im Frühjahr und Sommer des Jahres 1197 zahlreiche Kreuzfahrerschaaren in den Häfen des Königreiches ein, wurden zum Theil auf Kosten des Kaisers ausgerüstet und fuhren unter Hauptleuten, die der mit Einwilligung der Fürsten zurückbleibende Kaiser ihnen setzte, weiter übers Meer nach Osten; schon pochten in Byzanz deutsche Gesandte mit eherner Faust an die Pforten des Thronsaales und preßten dem geängstigten Kaiser des Ostens ungeheueren Tribut ab; schon war Philipp von Schwaben aus Deutschland aufgebrochen, um seinen zum römischen Könige erwählten Neffen Friedrich nach Aachen abzuholen, wo für diesen die Krönung gerüstet ward: da hat der Tod Heinrich VI am 28. September 1197 mitten aus allen seinen Entwürfen herausgerissen und mit diesem einen Schlage das Aussehen der Welt verändert. Seine Wittwe, die Normännin Konstanze, leitete ihre Regentschaft für Heinrichs unmündigen Sohn Friedrich mit der Unterwerfung unter den Pabst ein und mit der Vertreibung der Deutschen aus dem sicilischen Reiche; in Deutschland war die Erwählung dieses Friedrich vergessen, und heftiger als je, jetzt um die Krone, entbrannte der Kampf zwischen Welfen und Staufern; das Pabstthum aber, durch Heinrichs Tod von dem erdrückenden Alp, der auf ihm lastete, befreit, fand nach Cölestins baldigem Hinscheiden in dem gewaltigen Innocenz III einen großartigen Vertre-

ter. Nicht wie Heinrich geträumt, der Kaiser, sondern der Pabst ward die Spitze der christlichen Welt.

Heinrich VI starb jung, erst 32 Jahre alt. Starb er zu früh? Werden wir dem Chronisten von St. Blasien zustimmen, der aus seiner Zelle ihm wehmüthig nachseufzt: „Hätte er länger gelebt, das Kaiserreich wäre im Schmuck der alten Würde wiedererblüht"? Wir, die die Folgezeit kennen und wissen, welche gewaltige Kräfte dem Kaiserthume gegenüberstanden, für den Augenblick gebeugt, aber noch immer unbesiegt, werden den naiven Glauben des Mönches nicht theilen können, eher uns freuen, daß Heinrichs Tod ihm und der Welt das unausbleibliche Mißlingen erspart hat. Jene Weltherrschaft, welcher Heinrich nachjagte, mag eine große Idee sein; sie zu verwirklichen, war baare Unmöglichkeit und besonders für Heinrich. Er brachte zu der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, weder die nöthige Macht mit, — denn man sieht, wie wenig die Deutschen geneigt waren ihn dabei zu unterstützen, und wie unsicher der Bestand seiner Herrschaft in Sicilien blieb, — noch auch die persönlichen Fähigkeiten. Er war weder ein großer Krieger noch ein großer Politiker: nur eine Reihe von ihm unabhängiger, unberechenbarer Glücksfälle hat ihn so weit gefördert, als er bei seinem Tode wirklich gelangt war, er selbst durch Unzuverlässigkeit, Ungeduld und Leidenschaft mehr als einmal das gewonnene wieder gefährdet.

Wir werden durch das großartige und zugleich maßvolle Barbarossas mit Bewunderung erfüllt, wir werden durch Philipps von Schwaben verständiges und zugleich gemüthliches Wesen unwillkürlich erwärmt, wir müssen die geistige Vielseitigkeit und praktische Begabung Friedrichs II selbst als Gegner anerkennen, aber wie wir uns auch stellen mögen, es ist kein wohlthuendes Gefühl, das uns vor Heinrich VI ergreift. In den Jahren, in welchen die Freuden der Erde noch nicht ihren ersten Reiz verloren haben, steht er vor uns ein bleicher schmächtiger Jüngling, jedem Genusse feind, verschlossen und ernst, vor der Zeit gealtert, mit von Sorgen gefurchter Stirn, immer über Plänen und Entwürfen brütend, unerschöpflich und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, fieberhaft hastig an tausend Dingen zugleich beschäftigt, das ungestüme und gewaltsame seines

Handelns der letzte Reſt jugendlicher Friſche an ihm. Wie die Wuth des Nordwindes, ſagt Innocenz treffend von ihm, ſei er über die Erde gefahren. Hinter ſich ließ er ein Chaos. Von allem, was er erſtrebt, hatte nur eins Beſtand, und dies eine, die Erwerbung der in Blut getauchten ſiciliſchen Krone, ward der Unſegen ſeines Geſchlechts.